



Barbara Naziri

Delara

Hüterin der Märchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Die Rechte aller in diesem Band abgedruckten Texte liegen bei der Autorin.

Copyright © 2022 bei *P&L Edition*, ein Imprint von Bookspot Verlag GmbH
1. Auflage

Lektorat/Korrektur: Jara Dressler/Yvonne Schmotz
Satz/Layout: Martina Stolzmann
Covergestaltung: Martina Stolzmann
Titelmotiv und Grafiken: Schirin Khorram

Druck: CustomPrinting

ISBN 978-3-95669-184-3
www.bookspot.de

*Ich widme
dieses Märchenbuch allen Menschen,
die nicht an der Erfüllung ihrer Träume zweifeln
und das innere Kind sowie ihre Fantasie liebevoll hüten,
im Besonderen und von Herzen
meiner verstorbenen Freundin Esther Bejarano
und meinem Enkel Louan.*

Der zersplitterte Märchenspiegel	10
Delara	13
Die Waffe des Schwarzen Todes	21
Golejach, die Eisblume	43
Kleinfingernagelgroß	57
Die schwarze Tulpe	71
Der Heimatlose	89
Das Amulett der Tiere	105
Die Sänger vom Seerosenteich	118
Das Geheimnis von Silbertal	125
Die Töchter der Sonne	145
Das Versprechen	151
Mond, Stern und Sonne	172
Die Nebel von Moorland	193
Engel mit einem Flügel	214
Der Lichtbringer	222
Der dritte König	240
Das Weihnachtsschwein	247
Rabentochter Rabiana	256
Die Abenteuer des Osterhasen-Felix	299
Pustekuchen	320
Der Baum allen Lebens	328
König der Herzen	340
Die Autorin	361
Die Illustratorin	363

Als der Mensch noch Kind war, glaubte er,
sein inneres Kind verbergen zu müssen,
um seinen Träumen zu entwachsen
und sich erwachsen zu fühlen.

Der Erwachsene aber verbannte sein inneres Kind,
weil er sich dessen schämte und nun
leidet er an der Einsamkeit ohne
Märchen und Träume zu sein.

Aramesh

Der zersplitterte Märchenspiegel

So viele Träume ausgeträumt,
so viele Wünsche stets versäumt.
Die Märchen starben nach und nach,
bis auch ihr Spiegel dran zerbrach.

Die Hexe hat in dunkler Nacht
sich heimlich aus dem Staub gemacht,
nun steht das Haus verlassen da,
wo einst ein Hort der Mystik war.

Und auch die Feen, fortgezogen,
der Feuervogel, ausgeflogen,
die Riesen haben sich versteckt,
Dornröschen wurde nicht erweckt.

Der Prinz verstarb im Rosenbeet,
Doktor Allwissend kam zu spät.
Gevatter Tod, der fackelt nicht,
bläst grinsend aus das blaue Licht.

Ein wilder Schwan zieht still vorüber,
der klare Himmel wird nun trüber.
Das goldene Horn erklingt nicht mehr,
dem Helden ward das Herz so schwer.

Der Elfenhain ist nun verwaist,
das kalte Herz schon lang vereist.
Die böse Macht vertreibt das Licht,
woran der Tapfere zerbricht.

Und Scheherazade bleibt gefangen,
wird ihre Freiheit nie erlangen.
Der Phönix steigt nicht aus der Asche,
ein Geist verschwindet in der Flasche.

Der Drachen speit kein Feuer mehr,
von Fern, da naht ein dunkles Heer,
das trampelnd lässt die Welt erzittern,
dumpf stampfend über Märchensplittern.

Rundum nur Staub, die Sicht nicht frei,
da schleicht ein Weltenkind herbei,
so tapfer wie ein kühner Ritter,
klaubt eilends auf die letzten Splitter.

Es steckt sie heimlich ins Gewand.
Die Splitter, wie durch Zauberhand,
wachsen heran zu neuen Geschichten,
der trübe Himmel beginnt sich zu lichten.

Das Gute besiegt die Dunkelheit
und tröstet Menschen in ihrem Leid
durch Märchenblüten der Poesie,
unsterblich im Herzen der Fantasie.



Delara

Die Welt der Menschen hatte sich verändert. Güte und Vertrauen waren aus ihren Herzen gewichen, die nun von Habgier und Missgunst beherrscht wurden. Der Glaube an die Märchen ging darüber verloren, denn das Böse erschien reizvoller als das Gute. So geriet der Märchenspiegel ins Wanken. Sobald die Menschen sich darin betrachteten, spiegelten sie sich nur in ihrer Eitelkeit und Selbstsucht wider und übersahen dabei die Liebe, die still neben ihnen stand. Sie gerieten in Streit und anstatt einander die Hände zur Versöhnung zu reichen, bekämpften sie sich aufs Bitterste. Die Rachsucht sah ihre Zeit gekommen und ergriff von ihnen Besitz. Aus Brüdern wurden Feinde und aus Freunden Fremde. Da geschah das Unfassbare: Mit einem Klirren zerbarst der Märchenspiegel in viele Splitter und schon stampfte das Böse mit seinem dunklen Heer darüber hinweg, damit nichts mehr an ihn erinnerte.

Delara hatte die Zerstörung aus ihrem Schlupfwinkel beobachtet. Das Herz schlug ihr vor Entsetzen bis zum Halse. Sie presste die Hand auf den Mund, um nicht laut aufzuschreien, damit das Böse sie nicht entdeckte. Bekommen wartete sie, bis der Tag sich neigte. Bevor die Dämmerung einsetzte, fasste sie Mut und schlich aus ihrem Versteck. Verstohlen sah sie sich um. Keine Menschenseele zeigte sich in der Nähe. Hastig kniete sie nieder und klaubte eilends alle Splitter vom Boden, die sie finden konnte, um sie in einer hölzernen Dose zu verbergen. Delara schloss den Deckel und dachte an ihren Vater, der das Kästchen vor gar nicht langer Zeit geschnitzt hatte, als sie noch ein Zuhause

hatte. Sie verstaute die Dose in ihrer Kleidertasche und ließ sich auf einem großen Stein nieder. Trostlos wanderte ihr Blick über die Ruinen, die einst schöne Häuser gewesen waren. Tränen schossen ihr in die Augen und hinterließen helle Spuren auf ihren staubigen Wangen. Der Wind hörte ihr bitterliches Weinen und fuhr ihr sanft über das Haar. »Hör zu, mein Kind«, säuselte er »noch ist nicht alles verloren. Ohne deine Aufmerksamkeit wären die Märchen aus dieser Welt verschwunden. Doch ihre Kraft steckt noch im kleinsten Splitter. Du musst sie nur am Leben halten. Glaube an das Wunder, dann werden sie sich mehren. Und ein Wunder vermag auch, diesen Spiegel wieder zusammenzufügen.« Dann blies er ihr ins Gesicht und raunte:

*»Gib nicht auf, liebes Kind,
schau nach vorn, nicht zurück,
denn so schnell wie der Wind
wendet Unheil sich zum Glück!«*

Ach, wenn es doch so einfach wäre, dachte Delara. Aber wem soll ich vertrauen, wenn nicht den Worten des Windes. Sie hob den Blick und sah den graugelben Wolken nach, die träge vorüberzogen. Der Himmel lugte trübe durch die schwere Wolkenlast und das Land schien sich in der Dämmerung aufzulösen. Delara presste die Hände auf ihr Herz. Konnte man die Zeit nicht zurückdrehen?

Es gab keinen Frieden mehr im Morgenland. Einst waren hier Karawanen die Seidenstraße entlanggezogen und blühende Gärten hatten die Augen der Menschen erfreut. Delara hatte das Licht einer Welt erblickt, in der es noch Träume und Märchen gab. Der Himmel hatte sich im Blau ihrer Augen gespiegelt und die Sonne begrüßte sie lächelnd jeden Morgen. Wie schön klang es, das Lachen der Mutter

zu hören oder wenn der Vater beim Holzschnitzen fröhliche Lieder sang. Wie sehr liebte sie es, mit dem Wind zu laufen, der ihr ins rabenschwarze Haar blies, oder dem munteren Zwitschern des Spatzenvolkes zuzuhören, das sich allabendlich in der Krone eines alten Baumes versammelte. Und dann waren da noch die Geschichtenerzähler im alten Basar. Wie groß war die Freude, sich in den Kreis der Hörer zu reihen und zu spüren, wie die Märchen zum Leben erwachten, um die Lauschenden in ihre Zauberwelt zu entführen.

Die schönen Tage endeten, als die Streiter des Bösen das Morgenland überfielen. Sie trugen lange Gewänder und verhüllten ihre Gesichter, die so hässlich waren, dass selbst die Nacht, die schon viel gesehen hatte, vor ihnen zurückschreckte. Die Unholde begannen, das Land zu verwüsten. Mordend und brandschatzend zogen sie durch Städte und Dörfer. Sie töteten jeden, der sich ihnen in den Weg stellte, und die Kunde über ihre Grausamkeit eilte ihnen weit voraus. Die Märchenerzähler verschwanden, die Basare schlossen ihre Tore und selbst der Himmel verdunkelte sein Gesicht.

Eines Tages riefen die Eltern Delara zu sich und sprachen: »Liebe Tochter, es gibt keinen Frieden mehr in unserem Land. Wir können nicht in die Zukunft blicken, aber die Gegenwart sieht düster aus. Vielleicht müssen wir über kurz oder lang unsere Heimat verlassen.«

Delara war erschrocken über die Hoffnungslosigkeit in den Stimmen ihrer Eltern. Die Mutter nähte ihr ein Beutelchen mit einem langen Band. Sie steckte eine Geldsumme hinein und sprach: »Wenn mir und deinem Vater etwas zustoßen sollte, nimm dieses Geld und versuche dein Glück dort, wo Frieden herrscht. Bis dahin trage dieses Beutelchen stets unter deiner Kleidung verborgen.« Delara ergriff

die Angst bei dem Gedanken, den Eltern könne ein Leid geschehen. Doch sie verbarg ihre Furcht hinter einem Lächeln, um sie nicht noch trauriger zu machen, hängte sich das Beutelchen um den Hals und hoffte, es nie benutzen zu müssen. Doch dieser Wunsch erfüllte sich nicht.

Noch in der folgenden Nacht wurden die Menschen durch ein schreckliches Getöse aus ihrem Schlaf gerissen. Ein Heulen und Zischen lag in der Luft und dann hagelte es Bomben vom Himmel. Ihre Einschläge fraßen sich in die Häuser und Gärten. Ihnen folgten heftige Explosionen, die wie Feuerbälle die Dunkelheit durchbrachen. Einstürzende Decken und Wände begruben Familien unter sich, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Wie von einem Katapult geschossen, wurden Steine und andere Gegenstände durch die Luft geschleudert. Herumfliegende Trümmer erschlugen Menschen, die aus ihren Heimen gehastet kamen. Ganze Straßenzüge standen in Flammen. Aus einst schönen Häusern wurden Ruinen, die mit fensterlosen Augen verwüstete Straßen säumten. Schutt und Steine türmten sich auf den Wegen und dazwischen rannten Kinder und Alte verzweifelt um ihr Leben. Zwischendurch schallten das Knattern von Gewehrsalven und das Dröhnen schwerer Waffen, welche sich auf hilflose Menschen richteten. Überall waren die Schreie Verletzter zu hören. Der schreckliche Krieg hatte ihre Stadt erreicht. Delara suchte in einem Winkel Schutz und betete still um ihr Leben. Mit beiden Händen hielt sie sich die Ohren zu, um die Schreie der Menschen nicht zu hören. Als sie sich erhob, war ihr altes Leben gestorben.



Die Erinnerung schmerzte. Sie wischte sich mit der Hand über die Augen und seufzte. Nun war sie allein. Ihr Eltern-

haus zerstört, Vater und Mutter für immer gegangen. Nur deren Gräber waren ihr geblieben und das, was sie am Leibe trug. Nicht einmal eine Blume hatte sie für den Abschied gefunden. Schwer wie ein Stein lag ihr das Herz in der Brust. In ihre Trauer mischte sich die Sorge. *Wohin soll ich gehen*, fragte sie sich, *und wie lange bin ich noch sicher?* Ihr Leben lag nun in ihrer eigenen Hand und für ihren Schutz musste sie selber sorgen. »Habt Dank, lieber Baba, liebe Mama, für alles, was ihr für mich getan habt«, flüsterte sie und strich mit den Händen über den kargen Boden. Dann erhob sie sich und vertraute sich dem Wind an, in der Hoffnung, er würde ihr die Richtung weisen. Der Wind wirbelte den Staub zu ihren Füßen empor und sie folgte ihm.

Die Stadt war nur noch ein Trümmerfeld. Immer mehr Menschen verließen ihre alte Heimat und folgten den Flüchtlingsströmen, die Richtung Küste zogen. Hier gaben sie ihr Hab und Gut her für eine Überfahrt auf brüchigen Schiffen, die sie in einen sicheren Hafen bringen sollten, fern vom Tosen des Krieges. »Flieht in den Westen!«, ging es von Mund zu Mund. »Dort findet ihr Frieden, Freiheit und eine Zukunft für die Kinder.« Mit dieser Hoffnung vertrauten sie sich den Schleppern an. Doch die Kapitäne dieser Schiffe waren Betrüger und hatten Übles im Sinn. Ihre Herzen waren verhärtet und für sie zählte nichts als bare Münze, die sie aus den Händen der verzweifelten Menschen zerrten, um ihren Reichtum zu mehren. Wenn sich ihre Geldbeutel nicht mehr schließen ließen, machten sie sich des Nachts heimlich aus dem Staub und ließen die arglosen Flüchtlinge auf den brüchigen Schiffen zurück, die man auch Seelenfrachter hieß. Diese schwankten wie Walnusschalen auf dem weiten Meer und trieben führerlos dahin. Nun galt es, das Glück in die Waagschale zu werfen, indem sich die Verlassenen dem Meeresherrn anvertrauten. Würde

er sein Opfer fordern, die Schiffe im Sturm kentern lassen und sie mit Mann, Frau und Kind verschlingen oder ihnen das Geleit bis an die ersehnte Küste geben? Niemand konnte sich auf seine Launen verlassen, denn er galt als herrisch und grausam. Selten war er milde gestimmt und forderte häufig seinen Tribut an Leben. Die Menschen aber, die er zu sich in die Tiefe zog, verweilten als Sklaven in seinem Reich, ohne noch einmal den Himmel zu erblicken.

Delara irrte schon seit Tagen ziellos durch die zerstörte Stadt. Inzwischen quälte sie der Hunger, denn sie hatte nicht einmal mehr ein Stück Brot. Alles, was sie besaß, trug sie am Körper. In ihren Taschen versteckte sie die hölzerne Dose mit den Märchensplintern und um ihren Hals trug sie ein Medaillon und den Beutel mit Geld. Aber dieses konnte man nicht essen und zu kaufen gab es nichts. Auf der Straße begegnete ihr eine Familie, die auf dem Weg zur Küste war. Ein großer Mann blieb vor ihr stehen: »Salam, Mädchen«, sprach er sie an. »Du bist so jung und läufst in diesen Zeiten ganz allein durch die Straßen. Weißt du nicht, wie gefährlich das für dich ist? Wenn sie dich finden, versklaven sie dich oder noch schlimmer ...«

»Salam, mein Name ist Delara«, erwiderte sie. »Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll. Meine Eltern sind tot und ich habe sonst niemanden.«

Der Mann betrachtete sie nachdenklich. »Ich heiße Hamed und das ist meine Familie. Ich muss sie schützen, damit sie nicht das gleiche Schicksal ereilt. Komm mit uns, mein Kind. Wir werden in den kommenden Tagen versuchen, die Landesgrenze zu erreichen. Dort angekommen, müssen wir bis an die Küste wandern. Dann werden wir mit einem Schiff Richtung Westen in See stechen. Möge der Himmel uns dorthin führen, wo Frieden und Freiheit herrschen, damit wir in Ruhe leben können.«

Delara verweilte unschlüssig. Die Heimat verlassen und so weit weggehen? Da unterbrach sie der Mann: »Wir haben keine Zeit für lange Überlegungen. Das Böse folgt uns auf den Fersen und wir müssen schleunigst weiterziehen. Hast du Geld für die Überfahrt?« Delara öffnete ihren Beutel und zeigte ihr Geld. »Das wird reichen«, murmelte Hamed. »Nun komm schon!« Schützend legte er den Arm um ihre Schultern und zog sie zu den anderen.

Der Marsch war lang und beschwerlich, aber sie biss die Zähne zusammen und hütete sich davor zu klagen. Unter Hameds Schutz erhielt sie täglich etwas zu essen und Wasser gegen den Durst. Im Nachbarland wurden sie nicht sehr freundlich empfangen, aber die Menschen ließen die Flüchtlinge unbehelligt weiterziehen. Nach vielen Tagen erreichten sie die Küste. Spät in der Nacht bestiegen sie einen alten Kahn und die Fahrt ins Ungewisse begann.

Delaras Gedanken schweiften zu den steinigen Gräbern ihrer Lieben. Vor kurzem noch hatte sie davor gekniet und ihnen versprochen, eines Tages wieder mit Tuberosen zu kommen, deren Duft die Mutter so liebte und mit wildem Mohn, den ihr Vater stets im Gärtchen hinter dem Haus gehegt hatte. Und nun war sie mit vielen fremden Menschen auf diesen Seelenfrachter geraten. Der Himmel zeigte kaum seine Sterne. Nur hin und wieder ließen wilde Wolken die alten Mond auf das Meer blicken. Sein bleiches Licht spiegelte sich auf den unruhigen Wellen, über die das Schiff schwankend glitt. Delara zitterte vor Hunger und Kälte. Da fasste sie Hamed an den Schultern und sprach: »Setze dich zu uns. Wir haben selbst nicht viel. Aber was wir essen, reicht auch für eine weitere Person. Nimm dir Brot, Käse, Datteln und Wasser. Wir müssen unseren Proviant gut einteilen, damit er für die Überfahrt reicht.«

Während Delara hungrig ihre Mahlzeit verschlang, musterte Hamed sie aufmerksam: »Bevor das Grauen über unser Land kam, war ich Lehrer und ich mochte meinen Beruf. Besonders hat es mich gefreut, den Kindern und Erwachsenen Geschichten über die Menschheit zu erzählen.«

»Ich würde gern eine hören«, entgegnete Delara.

»Nicht alle davon sind fröhlich, nicht alle enden glücklich«, entgegnete er. »Das Leben spielt oft ein anderes Instrument als unsere Träume.«

»Bitte erzähle sie mir trotzdem, damit ich mehr über die Menschheit erfahre.«

Die anderen Mitreisenden waren neugierig geworden. »Ja, Hamed, bitte erzähle uns eine Geschichte«, baten sie.

»Diese Erzählung, die ich nun erzähle, ist kein Märchen und doch könnte es eins sein. Aber sie wird euch zeigen, wohin es führt, wenn die Menschen nicht aufeinander achten, die Macht anbeten und ihren Nächsten in seiner Not alleinlassen. So hört denn, was vor langer Zeit am Schwarzen Meer geschah. Hört von der Waffe des Schwarzen Todes ...«





Die Waffe des Schwarzen Todes

Dies ist die traurige Geschichte von Leonardo, einem jungen Kaufmann aus Genua, der vor vielen hundert Jahren in der Stadt Caffa am Schwarzen Meer lebte.

Eines Tages führte ihn ein dringendes Geschäft am Sklavenmarkt vorbei. Im Nu umgaben ihn die Händler und boten ihre menschliche Ware lautstark feil, indem sie die körperlichen Vorzüge anpriesen oder deren Fertigkeiten rühmten. Auf den Podesten standen vereinzelt oder in Gruppen Sklaven, denen man Fußketten angelegt hatte, damit sie nicht entfliehen konnten. Scharenweise hatten sich Käufer eingefunden, um die Angebote zu verfolgen oder dröhnend mit den Verkäufern zu feilschen. In diesem Augenblick verkaufte ein Händler zwei Kinder an einen reichen Bojaren. »Legt ein paar Goldmünzen drauf und ihr könnt die Mutter dazu bekommen!«, bot er ihm beflissen an. Doch der Bojar winkte ab. »Was soll ich mit der Mutter? Ich kann sie nicht gebrauchen.« Die Fußketten wurden gelöst, und der Bojar nahm die Kinder in Empfang. Als die Frau bemerkte, dass er nur die Kinder erworben hatte, begann sie ein großes Geschrei. Sie warf sich auf die Knie, umfasste die Beine des Händlers und flehte ihn an, sie nicht voneinander zu trennen. Aber er stieß sie mit den Füßen beiseite wie eine rüddige Hündin. Die Kinder umklammerten sich schluchzend. Ungeachtet dessen packte der Bojar sie und zerzte sie roh hinter sich her. Bald waren sie in der Menge verschwunden. Leonardos

Blick verdüsterte sich und er presste die Lippen zusammen. Sein Frohsinn war dahin.

Eilends wollte er den Sklavenmarkt verlassen. Just in diesem Moment legte ihm jemand von hinten die Hand auf die Schulter. »Tretet näher, junger Herr! Seht, ich habe einen Korb voller Blumen anzubieten. Glutäugige Ägypterinnen aus Alexandria, stolze Abessinierinnen von der Insel Sansibar, liebebreizende Tscherkessinnen ...« Leonardo trat einen Schritt zurück. Er gehörte zu den Wenigen seines Standes, die den Sklavenhandel verabscheuten. Doch der Händler ließ nicht locker und griff nach seinem Ärmel. »Warum diese Eile, werter Herr? Verweilt ein wenig und genießt den herrlichen Anblick. Eine blüht schöner als die andere. Sucht Euch eine aus, und ich mache Euch einen guten Preis!«

Unwirsch schüttelte Leonardo die plumpe Hand ab. Da rief der Händler: »Lenkt Euren Blick auf diese Tscherkessin! Sie ist die Schönste unter den Frauen, die ich je erworben habe. Wollt Ihr, dass diese Rose welkt, noch bevor sie ganz erblüht?«

Gerade wollte Leonardo sich abwenden, da tauchte sein Blick in ein Augenpaar, so tiefgrün wie Smaragde, ein. Der Händler, dem dieser Augenblick nicht verborgen blieb, schoss erneut auf ihn zu. Doch diesmal schwang er, stellte sich neben ihn und verschränkte abwartend die Arme. Leonardo hatte nie zuvor ein feineres Wesen gesehen. Beherrscht wurde das Gesicht durch die großen grünen Augen, eine feine gerade Nase und einen vollen Rosenmund. Das dunkle Haar war in mehrere Zöpfe geflochten und hing ihr schwer bis zur Taille nieder. Sie trug ein langes weißes Hemd, das bis zu den zierlichen Füßen reichte, die in gebogenen bestickten Pantoffeln steckten. Über dem Hemd, dessen Ärmel

glockenförmig auseinanderfielen, trug sie einen roten geschlitzten Kaftan. Auf dem Scheitel thronte ein rundes perlenverziertes Käppchen, an dem ein Schleier aus Musselin stak, den ein leichter Wind sacht blähte. Leonardo stand versonnen da und die Welt um ihn herum war vergessen.

Der Händler glaubte indes, Leonardo habe nun genug gestaunt und hub wieder an, die Sklavin zu preisen: »Betrachtet dieses herrliche Geschöpf mit Wohlgefallen. Wenn sie geht, verneigen sich die Blumen vor ihrer Anmut, wenn sie tanzt, schwebt sie zart wie ein Schmetterling über dem Boden. Ihre Stimme klingt so glockenrein, dass selbst die Nachtigall beschämt verstummt ...«

Leonardo hörte dem Geschwafel gar nicht mehr zu. Alle Geräusche ringsum glitten ungehört an ihm vorüber. Er selbst fühlte sich, als schwebe er zwischen Himmel und Erde, und ein seltsames Gefühl wärmte sein Herz. Die Tscherkessin indes hielt den Blick gesenkt und stand still da. Endlich fand er in die Wirklichkeit zurück, als der Verkäufer ihn erneut am Ärmel zupfte. »Wie heißt sie?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Sie heißt Maral!«, schrie der Verkäufer so überschwänglich, dass Leonardo zusammenzuckte. »Maral bedeutet Smaragd wegen ihrer selten schönen Augenfarbe«, fügte er noch überflüssigerweise hinzu. »Bietet einen guten Preis, Ihr werdet es nicht bereuen!«

Ernüchert stieß Leonardo den Atem aus und wandte sich jäh ab. Er eilte durch die Menschenmenge, die sich mittlerweile um den Stand gebildet hatte. Als er das Ende des Sklavenmarktes erreichte, verhielt er im Schritt. Ihm war zumute, als habe er etwas Kostbares verloren. Sein Herz schlug ihm bis zum Halse. Für eine Sekunde schloss er die Augen, da sah er Maral wieder

vor sich und die Traurigkeit in ihren Augen. Er wandte sich um und steuerte wieder auf den Händler zu. Der hatte schon von weitem seine Umkehr bemerkt und ruderte munter mit den Armen.

»Hier ist ein Beutel mit Goldmünzen«, sagte Leonardo. »Den gebe ich Euch für Maral, nicht mehr und nicht weniger, denn ich feilsche nicht um einen Menschen. Ich denke, der Inhalt entspricht Eurer Zufriedenheit.« Mit hochgezogenen Brauen nahm der Händler das Säckchen entgegen. Durch die Menge ging ein Raunen des Unmuts. Doch als er hineingeschaut hatte, strahlte sein feistes Gesicht. »Ihr seid sehr gütig, junger Herr! Möge Eure Großzügigkeit belohnt werden mit diesem herrlichen Edelstein, den ihr heute erworben habt.« Leonardo hielt Maral die Hand entgegen. Als sich ihre kleine Hand in die seine legte, verspürte er ein tiefes Glücksgefühl.

Schweigend verließen sie den Basar. Nachdem sie sein Domizil erreicht hatten, wandte sich Leonardo ihr zu. »Sieh mich an, Maral«, sagte er mit ernster Stimme. »Ich weiß nicht, wie du in die Sklaverei geraten bist, aber ich bin ein freier Bürger und verabscheue den Sklavenhandel, wie es jeder in meiner Familie tut. Darum gebe ich dich nun frei. Du kannst gehen, wohin du magst oder auch in meinem Haus bleiben und die Wirtschaft führen, denn es mangelt mir an einer guten Wirtschaftlerin.«

Er blickte sie forschend an. Maral wich seinem Blick nicht aus und fasste Vertrauen.

»Habe Dank, Gebieter«, sprach sie und ihre Stimme bebte freudig überrascht. »Ich bin heimatlos, seit ich ein Kind bin. Meine Geschichte ist schnell erzählt. Wisse, mein Vater war ein Ataman und behütete mich

sehr. Er starb durch einen Meuchelmord, weil sein eigener Bruder ihm den Besitz neidete. Mein Onkel zwang meine Mutter, ihn zu heiraten, und verkaufte mich in die Sklaverei. Ich geriet an einen reichen Bojaren. Doch er stellte mir nach, darum hat mich seine Frau eines Nachts an diesen Händler verscherbelt. Mit seiner Karawane kam ich nach Caffa, wo er mich heute auf dem Basar feilbot.« In ihren Augen glänzte es feucht. Sie schwieg eine Weile, um sich zu fassen. Dann fuhr sie fort: »Ich danke Euch für Euer Angebot. Gern werde ich Euer Haus führen, denn bei meinem vorigen Gebieter habe ich das Wirtschaften erlernt.«

»Nenn mich nicht Gebieter«, lächelte Leonardo. »Du bist nun keine Sklavin mehr und wirst für deine Arbeit Lohn und Obdach von mir erhalten.«

So geschah es. Aus der herzlichen Zuneigung, die beide füreinander hegten, erwuchs eine zarte Liebe. Da nahm Leonardo Maral zur Gemahlin und sie bekamen im Laufe der Jahre vier Kinder. Leonardos Wohlstand wuchs und beglückt sah er seine Söhne heranwachsen. *Eines Tages, so dachte er freudig, werden sie mit mir gemeinsam die Geschäfte führen!*



...